



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oppenheim, H. B.: Paul-Louis Courier : eine Studie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Paul-Louis Courier.

Eine Studie von H. B. Dppenheim.

In einer Zeit der Vielschreiberei, wo die Mittelmäßigkeit mit handwerksmäßig ausgeführten Conceptionen den Markt überfüllt, wo die geschäftliche Seite des buchhändlerischen Betriebes das ernste und gewissenhafte Schaffen überwuchert, wo die Besten und Talentvollsten immer noch dreimal mehr schreiben, als ihnen der Geist eingibt, kurz, wo die Literatur zum Gewerbe geworden ist, hat es doppelten Reiz, eine jener Persönlichkeiten näher zu betrachten, welche in der Literatur eine ganz individuelle Stellung einnehmen, sowie Courier, der aus einem vollen reichen Leben — gleichsam nur gelegentlich, wie es Göthe vom Dichter verlangt — zur Production kam, dessen Individualität weit über seinem Ruhme steht, dessen Charaktergehalt specifisch noch schwerer wiegt, als seine sehr bedeutenden Leistungen.

Wie man in der Geschichte der Malerei von großen und von kleinen Meistern spricht, so könnte man auch in der Literatur sogenannte kleine Meister, gewissermaßen Klassiker zweiten Ranges unterscheiden, in denen sich nicht gerade der Geist einer Epoche verkörpert darstellt, welche die Menschheit nicht um einen sichtbaren Schritt weiter führen, auf denen aber der Blick des Menschenfreundes wohlgefällig ruht, deren Erscheinung Trost bietet inmitten herrschender Geschmacklosigkeit und drohenden Verfalls, und in welchen oft um so mehr Wahrheit und Originalität zu entdecken ist, je weniger sie sich in einer bestimmten Kategorie unterbringen lassen, je weniger sie sich mit einer allgemein geltenden Richtung identificirt haben. Zu ihnen gehört Courier, der Soldat ohne Disciplin, der Publicist unter den Waffen, der Gelehrte im Bauernrock, der Weltmann ohne Falsch, der Politiker auf dem Dorfe, der leidenschaftlichste Pamphletist und zugleich der eleganteste Stilist seiner Zeit, ein Choliker voller Heiterkeit, ein Lebemann voller Ernst, von liebenswürdigster Duldsamkeit für alle rein menschlichen Schwächen und von heiligem Zorn gegen Lüge und Anechtöfynn.

Trotz seiner glänzenden Gaben hat er selbst in seiner Heimath nicht ganz die verdiente Anerkennung gefunden; sogar sein erster Herausgeber, der radicale Armand Carrel, lobt ihn nur sauersüß und scheint manchen hübschen

Zug seines Lebens nicht richtig aufzufassen. Claude Tillier, der geistreiche Verfasser des humoristischen Romans „Onkel Benjamin“ (den Ludwig Pfau bei der deutschen Lesewelt eingeführt hat), überdies als Sohn der Touraine Courier's engerer Landsmann und in mancher Beziehung sein Schüler, mäfelt an seinem Charakter herum und sucht die gegen ihn aufgebrachten Feindschaften in ungünstiger Weise zu erklären. Merkwürdigerweise findet sich auch in den Schriften Ludwig Börne's, dem aus vielen Aeußerungen und Wendungen die Bekanntschaft mit Courier nachzuweisen wäre, seiner keine Erwähnung. Courier war eine einsame Figur, weil er den herrschenden politischen Vorurtheilen seines Volkes, besonders dem Chauvinismus und der Centralisation entgegentrat und die socialen Schwächen seiner Landsleute, zumal das Höflingswesen, unerbittlich geißelte. Ja, daß er, der gründliche Kenner und glückliche Nachahmer altgriechischer Classicität, an Frankreichs akademischem Pops zupfte und zum Beispiel von Talma's falschem Pathos nicht entzückt war, wurde ihm schwer verziehen. Denn der große Talma und der große Napoleon gehörten zu einander, lernten von einander und verstanden es beide gleich gut, die Geister Frankreichs imponirend zu unterjochen. —

Courier steht auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte, zwischen denen ein Leben in fast gleiche Hälften zerfällt, und in der That hat er von beiden gewichtige Züge. Wer in Frankreich ein Mann des achtzehnten, des sogenannten philosophischen Jahrhunderts genannt wird, der ist bezeichnet durch eine gewisse liebenswürdige Frivolität, Galanterie, Eleganz, viel Wahrheitsliebe und Pfaffenhaß, wenig Glauben, aber etwas Leichtgläubigkeit und einen unverkennbaren Zug zum Abenteuerlichen. Voltaire, Diderot, Beaumarchais sind die typischen Figuren dieser fruchtbaren Epoche und diese drei haben auch am meisten dazu beigetragen, den correcten, klaren und durchsichtigen französischen Stil auszubilden, in welchem Courier excellirte und in welchem noch heute des französischen Geistes eigenste Kunstform besteht. In dieser Kunstform, die sich besonders zur Polemik eignet, liegt das beste Theil des echten „esprit Gaulois“, das heißt der großen Richtung, welche in der Geschichte der französischen Literatur bis auf Rabelais und Montaigne zurückzuführen ist. Ihr gegenüber steht die Rousseau'sche Schule mit ihrer einseitigen Principienreiterei, ihrem oft hohlen Pathos, ihrer gesteigerten Sentimentalität und der forcirten, oft sehr widernatürlichen Sehnsucht nach der Natur und Natürlichkeit, die, nach der Meinung vieler Franzosen, etwas Germanisches an sich trägt. Hier wäre eine Linie zu ziehen von Jean Jacques bis zu George Sand, aber diese Linie würde auch Robespierre, Saint-Just und noch andere Schreckensmänner berühren. Der Deismus, den diese Schule zur Schau trägt, und das abstracte Staatsprincip des Rousseau'schen

Socialcontractes sind ihrerseits von specifisch französischem Gepräge. In der Revolution haben die Rousseauianer, nachdem sie das ewige Wesen wieder eingesetzt, mit ihrem abstracten Volkssouveränitätsbegriff ihre Gegner durch die Guillotine widerlegt. Die Voltairianer, welche auf die Länge doch das französische Wesen besser befriedigen, bildeten die Reaction des Lebensgenusses gegen die republikanischen Sittlichkeitspostulate, aber sie arbeiteten, größtentheils unbewußt, dem Cäsariemus vor, unter welchem die Sittlichkeit für hohle Ideologie galt und ein denkender Mensch fast noch seltener war, als ein unabhängiger. —

Paul-Louis' wechselvolles und schicksalreiches Leben begann sechszehn Jahre vor dem Bastillesturm in einer reichen pariser Bürgerfamilie. Ein galantes Abenteuer zwang seinen Vater, als Paul-Louis noch ein Kind war, die Hauptstadt zu verlassen. Er siedelte sich in der Touraine an, der male-
rischen Provinz mit der alterthümlich naiven Redeweise, der Frankreich so manche poetische Anregung verdankt. Sie sollte auch später, als im übrigen Frankreich das Volksleben beinahe erstarrt war, den Hintergrund zu Courier's populären Darstellungen bilden. Der junge Courier wurde für die Laufbahn des Genie- und Artillerieoffiziers bestimmt und absolvirte seine Studien in dieser Richtung auf das Befriedigendste. Aber neben den exacten Wissenschaften trieb er griechische Literatur mit Leidenschaft, sodaß er, nach einer brieflichen Aeußerung, gern alle Wahrheiten des Euklid für eine einzige Seite des Sokrates gegeben hätte. Keine Liebe bleibt unbelohnt: dem Griechischen verdankte er seinen classischen französischen Stil und wohl theilweise auch seinen freiheitlichen Sinn. Vorläufig aber absorbirten ihn seine Studien dergestalt, daß die revolutionären Ereignisse ohne tiefen Eindruck an ihm vorüberzogen. Der zwanzigjährige Jüngling wird von der Kriegsschule als Artillerieoffizier gegen die Preußen (1793) an die Grenze geschickt. Wirklichen Enthusiasmus für das Kriegshandwerk hat er — merkwürdig bei einem Franzosen! — schon damals nicht besessen. Er ist tapfer genug, um sich von Tapferkeit nicht imponiren zu lassen. Mehr kriegerisch als soldatisch, mehr rauslustig und abenteuerliebend als militärisch disciplinirbar hätte er seinem Temperament zufolge eher zu einem mittelalterlichen Bandenführer, als zu einem Werkzeug der napoleonischen Massen-Kriegsführung getaugt. Ein Mann, der sich auf Tapferkeit überhaupt und auf die französische Tapferkeit insbesondere wohl verstand, Armand Carrel nämlich, macht über ihn die Bemerkung, daß sein Muth mehr in der kaltblütigen und nachlässigen Verachtung der Gefahr als in der heißen Tollheit der Redoutenstürmer bestanden habe, und fügt hinzu, er sei ebensowenig dazu geeignet gewesen als Soldat den Marschallsstab zu erlangen, wie als Schriftsteller den Sitz in der Akademie. Den seltneren bürgerlichen Muth dagegen bewies er später in glänzendster Weise,

als derselbe in Frankreich fast abhanden gekommen zu sein schien. Die Tugend des Muthes erschien ihm selbst als eine ganz natürliche, selbstverständliche, aber die Rohheit und Barbarei, die Pedanterie und Servilität des Kriegshandwerks stießen ihn ab. Auch wollte er nicht recht an die Wissenschaft der Strategie glauben: er liebt es, die tiefen Pläne, deren sich die napoleonischen Bülletins rühmen, auf Zufälligkeiten zurückzuführen und die episch-romantischen Schlachtenbilder ihres Zaubers zu entkleiden. Der Briefwechsel aus seinen fünfzehn Kriegsjahren zeigt uns die Rehrseite der Medaille in erschreckender Deutlichkeit. Nicht einmal die weltberühmte Renommage, daß jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage, bleibt vor seinen ungeschminkten Mittheilungen bestehen: überall avanciren, selbst vor dem Feinde, die mittelmäßigen und ergebenen Leute, die Höflinge, die Denuncianten, und die tüchtigen, deshalb gerade unabhängigen Männer werden zurückgesetzt, wenn nicht verfolgt. Obgleich Courier zu den letzteren gehört, ist doch — nach reiflicher historischer Ermittelung — nicht anzunehmen, daß er in diesem Punkte aus persönlicher Empfindlichkeit stark übertrieben habe. Es gehörte ja auch zum System des modernen Cäsar, alle selbständigen Capacitäten hinter den blinden Werkzeugen zurücktreten zu lassen, und was zuerst für den Ausfluß persönlicher Eifersucht gelten konnte, ward später zum Rang einer wohlberechneten Staatsmaxime erhoben und durchdrang alle Poren des Gemeinwesens.

Das Glück wollte, daß unser Held seine meisten Feldzüge in Italien zu bestehen hatte. Bei übrigens treuer Pflichterfüllung wenig bekümmert um seinen Ruhm und seinen Grad, ist er desto eifriger hinter den classischen Studien her. Aber er studirt vorläufig nur für sein Privatvergnügen, selbst ohne an literarische Leistungen zu denken; noch viel weniger eignet er sich zu einem officiellen Gelehrten, der im Gefolge bonapartistischer Hof- und Kriegslager etwas zur Verherrlichung der napoleonischen Triumphzüge beigetragen hätte. — Die ersten beiden Jahre vor seinen italienischen Feldzügen, nämlich 1793 bis 95, diente er, wie gesagt, in der Rhein- und Moselarmee, die unter Hoche für die Stütze des Republikanismus galt. Aber in Courier war der politische Eifer noch nicht erwacht: in seiner damaligen Gleichgiltigkeit gegen die Regierungsformen, für und gegen welche sich alle Welt erhitzte, liegt sogar ein wichtiges Moment seiner geistigen Entwicklung. Weniger irgend eine politische Formel, als das Gefühl persönlicher Unabhängigkeit und ein starker naturwüchsiger Rechtsinn wirkte und arbeitete in ihm; er war kein Mann der Doctrin oder eines bestimmten Fachberufes, sondern, wie er mitten im Leben stand, so entwickelte er sich auch mitten aus dem Leben heraus, und durfte in der Zeit seiner Berühmtheit scherzend an das Wort seines Vaters erinnern, daß niemals Etwas aus ihm werden würde,

„nicht einmal Akademiker.“ — Das Kriegsleben war ihm nicht nutzlos: er lernte aus der unmittelbaren Anschauung desselben seinen Plutarch und Xenophon besser verstehen (ja er hat sogar nach Xenophon's Theorie der Reitkunst, die er mit großer Sachkenntniß übersezte, praktische Versuche mit unbeschlagenen Pferden angestellt). Indessen hat seine Begeisterung für Plutarch in späteren Jahren sehr abgenommen bis zu der kühlen Aeußerung, daß er über Plutarch's Biographien lachen müsse, wenn er die großen Männer und die Helden der eigenen Gegenwart in der Nähe betrachte.

In der That, was in Courier's zahlreichen Briefen aus dem Felde am meisten auffällt, das ist die geringe Achtung, die er für alle weltlichen Größen des Heeres und des Hofes hegt, neben der tiefen Verehrung, die er jedem wirklichen Gelehrten entgegenträgt. Wie verschieden ist sein Stil, ob er an einen selbst ihm unmittelbar vorgesetzten General, oder ob er an Mr. Clavier oder Mr. Akerblad schreibt; wie trozig und ironisch dort, wie bescheiden und liebenswürdig hier. Unter den Franzosen, die ihre Eigenschaft als Heerdenthier auch in der Revolution, ja in der Revolution erst recht bekundeten, war er so wenig disciplinirt, daß er 1795 seinen Dienst und seine Kanonen ohne Urlaub verließ und nach Hause eilte, um die Mutter über den Tod seines Vaters zu trösten.

Während das Kriegsministerium ihn als Deserteur verfolgte, übersezte er ruhig auf einem kleinen Landsitz Cicero's Rede pro Ligario. Freunde vermittelten die Niederschlagung seines kriegsgerichtlichen Processes, aber er mußte wieder in die Armee eintreten und zwar mit verminderten Aussichten in einer obskuren Stellung. Es war gerade der Moment — unter dem Directorium — daß die Reaction der Lebemänner und der altfranzösischen Heiterkeit gegen den finsternen Terrorismus der Conventszeit sich geltend machte. Courier verleugnete seine 23 Jahre nicht, doch standen seine classischen Studien stets unter seinen Genüssen obenan. Endlich (1798) ward er nach Italien geschickt. Auch hier gerieth er in eine Reactionsepoche eigener Art. Bonaparte's strenges Regiment, sein Plünderungs- und Expressionsystem *) hatten die Franzosen in Italien so verhaßt gemacht, daß die Ungunst derselben auch den ewigen Grundsätzen der großen Revolution bei den Italienern Abbruch that. Courier's Klagen über den Zustand Italiens erinnern an Schillers Verse:

„Was der Griechen Kunst geschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Schleppen nach der Seine Strand“ zc.

*) Vergl. B. Ranfrey, Histoire de Napoléon I. (Paris, Charpentier 1867) Tome I. Chap. III.—VII., die einzige ganz getreue Schilderung dieses Unwesens durch einen französischen Historiker.

Nicht bloß vom Wegschleppen, sondern auch vom Ruiniren erzählt uns Courier, der auf das Postament eines frech verstümmelten Croß die Worte schrieb: *Lugete, Veneres Cupidinesque!* —

Auf seinen gelehrten Excursionen gerieth er mit dem Haß des Volkes und der Habgier der calabresischen Räuberbanden (die übrigens schon zu jener Zeit in das Programm des Legitimizmus eingefügt waren) öfter in Conflict und Gefahren, als in seiner militärischen Eigenschaft. Dabei sind seine persönlichen Sympathien mehr auf Seiten des italienischen Volkes, als der französischen Eroberer. Als die Macdonald'sche Division Rom verlassen mußte, versäumte Courier in der Bibliothek des Vaticanus die Frist der Capitulation, die Stunde des Abzugs und entging darauf nur mit knapper Noth der gegen den „Giacobino“ erregten Wuth des römischen Pöbels.

Der achtzehnte Brumaire veränderte seine Lage nicht und weckte auch noch nicht den Politiker in ihm. Damals ließ er sich wohl nicht träumen, daß die schönen antikförenden Versuche, die er nach Sokrates und anderen Mustern verfaßte und für Uebersetzungen ausgab, nur dadurch auf die Nachwelt kommen sollten, daß er später in heiligem Zorn ganz andere und mächtigere Dinge schrieb. Eine starke Pointe politischen Gefühls bricht erst, aber noch in ganz besonderer Weise, bei ihm durch, als die Komödie der Abstimmung für das Kaiserthum in der Armee durchgespielt wurde. Courier stand gerade als Chef d'escadron in Piacenza und erzählt brieflich folgende Scene, die sicherlich zu den treffendsten historischen Genrebildern gehört:

„Eben haben wir einen Kaiser gemacht, und ich für mein Theil habe ihm keinen Abbruch gethan. Wie es zugging, will ich Dir erzählen. Diesen Morgen ruft uns d'Anthouard (der Oberst) zusammen und sagt uns, um was es sich handelt, geradezu, ohne Umschweife oder Vorrede. Ein Kaiser oder die Republik, was ist mehr nach eurem Geschmack? So wie man sagt: Gefotten oder gebraten, Fleischbrühe oder Kohlsuppe, was befehlen Sie? Als er mit seiner Rede zu Ende war, sahen wir uns alle stumm einander an, wie wir so im Kreise um ihn herumsaßen. — „Meine Herrn, was meinen Sie?“ — Keine Antwort. Niemand öffnet den Mund. Das dauerte eine Viertelstunde oder darüber und wurde eine Verlegenheit für d'Anthouard und für alle Andern; da steht Maire auf, ein junger Mensch, ein Lieutenant, dem Du schon einmal begegnet sein muß, und sagt: „Wenn er Kaiser sein will, immerhin, das ist seine Sache; aber wenn ich meine Ansicht sagen soll, ich finde es gar nicht gut.“ — „Erklären Sie sich“ rief der Oberst; „wollen Sie, ja oder nein?“ — „Ich will nicht“ antwortet Maire. — Auch gut. Neues Stillschweigen. Man sieht wieder eine Zeit lang einander an, als ob man sich zum ersten Male gesehen hätte. So saßen wir wohl noch, wenn ich nicht das Wort genommen hätte. „Meine Herren“ sagte ich, „mir

scheint es, allen Widerspruch vorbehalten, als ob uns das gar nichts anginge. Die Nation will einen Kaiser; ist es unsere Sache, darüber zu berathen?" Dieses Raisonnement erschien so kräftig, so lichtvoll, so ad rem — kurz, ich riß die Versammlung mit mir fort; niemals hatte ein Redner einen glänzenderen Erfolg. Alle stehen auf, unterzeichnen und gehen dann Billard spielen. Maire sagte zu mir: „Meiner Treu, Commandant, Sie sprechen wie Cicero, aber warum in aller Welt wünschen Sie so dringend daß er Kaiser sei?“ — „Um fertig zu werden und ans Billard zu kommen. Sollten wir da den ganzen Tag sitzen bleiben? Und Sie, warum wollten Sie es nicht?“ — „Ich weiß nicht“ sagte er, „aber ich hielt ihn zu etwas Besserem geschaffen.“ — So sprach der Lieutenant, und ich finde seine Rede nicht so dumm. In der That, was soll das heißen, sage mirs, ein Mann wie er, Bonaparte, Soldat, Generalissimus, der erste Feldherr der Welt, und will „Majestät“ genannt sein? Er ist Bonaparte und will „Sire“ angeredet sein. Er strebt nach Unten („il aspire à descendre“) — — aber nein! er glaubt zu steigen, wenn er sich neben die Könige stellt. Ein Titel ist ihm lieber, als ein Name. Armer Mann! Seine Ideen sind nicht auf der Höhe seines Geschickes. Ich dachte es gleich, als ich sah, wie er seine kleine Schwester mit Borghese verheirathete und dabei that, als müßte er sich bei Borghese für die große Ehre bedanken.“

„Der Eindruck ist hier schwach; man weiß noch nicht recht, was das Alles bedeuten soll. Niemand kümmert sich darum, man spricht kaum davon. — — Demanelle (ein anderer Oberst in Courier's Nähe) will, glaube ich, gar keine Versammlung berufen; er schickt die Unterschriften mit der nöthigen Begeisterung, Hingebung an die Person, Ergebenheit u. — Das sind die hiesigen Neuigkeiten; wie stehts bei Euch? Erzähle mir, wie die Posse bei Euch durchgespielt worden? Ungefähr ebenso, vermuthlich. „Chacun baise en tremblant la main qui nous enchaîne!“ Mit Verlaub, der Dichter lügt. Niemand zittert, Jeder will Geld und man küßt nur die Hand, die das Tractament hält. Jener Cäsar verstand es besser und war überhaupt ein anderer Mensch. Er nahm keine verbrauchten Titel an, aus seinem eigenen Namen machte er einen Titel, höher als den königlichen.“

Aus dieser heiteren Darstellung bricht der bittere Ernst durch. Nicht der Rechtspunkt steht bei Courier im Vordergrund, sondern das Bedauern, daß ein großer Mann so klein sei. Wo bleiben die Helden seines Plutarch? „Il aspire à descendre“ ist in Frankreich sprichwörtlich geworden für alle bedeutenden Menschen, die von kleinlichen Eitelkeiten gequält und herabgezogen werden.

Von allen großen Humoristen pflegt man zu sagen, daß ihr Humor einen tiefen Ernst berge; in der That versteht sich das von selbst, es liegt

eben im Wesen des Humors. Auch die Satire hat keinen Werth, selbst keinen ästhetischen, wenn sie sich nicht von dem Hintergrunde einer sittlichen Weltanschauung abhebt. Bei Niemandem springt das deutlicher in die Augen, als bei Courier: die sittliche Entrüstung macht ihn zum Schriftsteller; er wird es, ohne es zu wollen. Seine Schriften sind Gelegenheitschriften und seine Briefe haben den Werth geschichtlicher Documente. Nachdem er uns gezeigt, wie man einen Kaiser macht, schildert er uns, wie ein Hof entsteht, an dem neuen Königshof von Neapel unter Joseph Bonaparte, und die üppig empor-schießende Corruption, die sich um den neuen Hof rankt. Denn kaum ist ein neues Königl. creirt, und wäre es ein so erbärmlicher Satrap seines kaiserlichen Bruders, wie es der gute, schwache Joseph war, so siedelt sich um ihn eine Camarilla an voll Schmeichelei, Rakaienthum, Intrigue und Habgier. In jenen abenteuerlichen und raschlebigigen Zeiten ging der Gesinnungswechsel erstaunlich geschwind von statten, und die alten strammen Republikaner in Höflinge verwandelt zu sehen, die zum Theil jetzt desto tiefer krochen und schweifwedelten und sich herabbettelten, je heftiger sie früher verkehrt und verfolgt hatten, war für Courier ein Schauspiel, das ihn beinahe zum Misanthropen gemacht hätte. Die neuen Machthaber zogen eine Menge Gefindel aus Frankreich in die eroberten Länder; sie sogten das arme Land familienweise aus. So erzählt uns Courier von König Joseph's Lieblingskoch, der seine sämtlichen Verwandten in gute Stellungen eingeschoben hatte und dem Könige auf desfallsige Vorstellungen dreist antwortete: „Sire, das ist meine Dynastie!“ —

Für unseren Helden fiel nichts ab von Gewinnst und Ehren, desto reichlicher von den Lasten des Kriegs. Während seine alten Kameraden in galonnirten Uniformen, bedeckt mit Titeln und Orden, bei Hofe paradirten, mußte er sich mit Banditen herumschlagen, zu Wasser und zu Lande sein nacktes Leben sauer vertheidigen. Bald wird er bis auf die Haut ausgeplündert, sodaß ihm kein Hemd übrig bleibt; der Dankbrief für das Hemd, mit dem ihn ein höherer Offizier aus dieser Noth rettet, gehört zu seinen reizendsten Improvisationen. Dann hat er einmal einen Artillerietransport an die Küste zu geleiten; die damit verknüpften Schwierigkeiten werden durch mehr oder weniger beabsichtigte Indiscretionen noch erhöht, Courier überwindet sie mit außerordentlicher Anstrengung und wird dafür mit Vorwürfen belohnt. Sein verlorenes Gepäck, seine Pferde, nichts wird ihm wiederersetzt. Die subordinationswidrige Art, mit der er gegen Ungerechtigkeiten und Verläumdungen reclamirt, ist wohl ebenso unerhört in den Annalen moderner Offiziercorps, als der classische Stil seiner Reclamationen.

Unter Anderem schreibt er einmal dem General Dulauoy von Tarent aus (den 28. Mai 1806):

„Mein General, seit drei Wochen würden die Befehle des Königs ausgeführt sein, wenn er sich nicht drein gemischt hätte. Die Durchreise des Königs fiel mitten in meine Thätigkeit und hat mir solche Stöße zwischen die Räder geworfen, daß Nichts mehr vorwärts geht. Ich machte was aus den Tarentinern und setzte acht Tage lang bei ihnen Alles durch, ja man kam meinen Forderungen zuvor. Kaum aber war der König erschienen, so war von Nichts mehr die Rede, als ihm die Hand zu küssen, und die sie geküßt hatten, wollten sie nochmals küssen; da war weder Maire, noch Adjunct, noch irgend ein Arbeiter in Stadt, Hafen oder Arsenal, den ich vom Vorzimmer oder der Treppe der königlichen Wohnung hätte losreißen können. Der beste Gebrauch des Scepters wäre bei dieser Gelegenheit gewesen, allen diesen Handkußlüsternen Eins auf die Nase zu geben. Allein nichts der Art! Mich ausgenommen, hatte alle Welt an dieser Albernheit Vergnügen!“ — —

In einem anderen Briefe sagt er kurz darauf (Croton, 25. Juni 1806): „— — Wunderbar! Wohin man sich begibt in Calabrien oder anderen Orten macht alle Welt Kratzfüße, und ein Hof ist da. Es scheint ein Naturtrieb zu sein. Wir werden als Lakaien geboren. Die Menschen sind feige, feil und unverschämt, sie verabscheuen Gerechtigkeit und Gleichheit. Jeder will nicht gerade der Herr, aber der begünstigte Sklave sein. Wenn es nur drei Menschen in der Welt gäbe, sie würden sich organisiren; der Eine würde dem Anderen den Hof machen, ihn Gnädiger Herr nennen, und diese Beiden vereint wieder den Dritten zwingen, für sie zu arbeiten. Das ist der Punkt.“

Dann schildert er gelegentlich voll Entrüstung die grausame Art der Kriegführung in Italien. So schreibt er am 21. August 1806:

„Da Sie sagen, daß wir nichts thun, hören Sie denn: Wir haben bei San Giovanni einen Kapuziner gehenkt nebst etwa zwei Duzend anderer armer Teufel, die mehr nach Kohlenbrennern als sonst was aussahen. Der Kapuziner, ein Mann von Geist, sprach sehr vernünftig mit Reynier. Reynier sagte zu ihm: „Ihr habt gegen uns gepredigt.“ Er vertheidigte sich, wie mir schien, mit schlagenden Gründen. Da er uns hatte abziehen gesehen, als sollten wir nicht wiederkommen, hat er für unsere Nachfolger gepredigt. Konnte er es anders machen? — Aber wenn man ihnen zuhörte, würde man Niemanden hängen. Hier (in Scigliano) haben wir blos zwei Leute, einen Vater und seinen Sohn aufhängen können, die man in einem Graben eingeschlagen fand. Der gnädige Herr wird entschuldigen, es fand sich nicht mehr vor. Keine Seele in der Stadt; alles rettet sich und nur die Katzen bleiben in den Häusern.“

Courier selbst hatte auf seinen Streifzügen mehrmals bei denen, welche Grenzboten III. 1868.

Napoleon die Brigands zu nennen pflegte, mehr Menschlichkeit und Anerkennung des Kriegrechts gefunden, als diese bei den französischen Truppen.

Noch einen Zug französischer Herrscherkunst, den Courier (aus Neapel im Juli 1807) mittheilt, möchte ich den Geschichtschreibern jener Epoche zur Beachtung empfehlen.

„Was ich Ihnen vom Marquis Rodio sagen kann, ist nur, daß sein Tod hier für einen Mord aus elender Rachsucht gilt. Man grollte ihm, weil er, als Minister und Günstling der Königin, der Heirath zwischen einem neapolitanischen Prinzen oder einer Prinzessin mit irgend einem Gliede der „Familie“ widerstrebte. Der Kaiser hat die Schwäche aller Emporkömmlinge, sich abschlägigen Antworten auszusetzen. Da und anderer Orten erhielt er Körbe. Der arme Rodio, der nach der Hand an der Spitze einiger Insurgenten gestanden, wurde trotz seiner öffentlichen und aufrichtigen Capitulation gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und merkwürdigerweise freigesprochen. Er schrieb es seiner Frau und hielt sich für gerettet, aber der Kaiser ließ ihn wieder verhaften und von denselben Richtern noch einmal richten, die ihn diesmal nach bestimmter Instruction und Warnung verurtheilten. Man erschöß ihn von hinten als „Verräther und Rebell an seiner legitimen Obrigkeit.“ Das scheint Ihnen stark; ich weiß andere Züge, die ebenso stark sind.“ — — Und Courier erzählt nun noch eine Reihe ähnlicher Schandthaten.

Wenn ihm die Freunde nach solchen Expectorationen ihr Erstaunen aussprechen, wie er bei seiner freien Gesinnung und seinem wissenschaftlichen Eifer dem Kriegshandwerk treu bleiben könne, antwortet er: „Glaubt nicht, daß ich meine Zeit verliere; ich studire hier besser als je, vom Morgen bis zum Abend, in der Weise des Homer, der keine Bücher hatte. Er studirte die Menschen, und man sieht sie nirgends wie hier zu Lande. Homer machte den Krieg mit, Ihr dürft daran nicht zweifeln. Es war der Krieg der Wilden. Er war Adjutant bei Agamemnon, oder wenigstens dessen Schreiber. Auch Thucydides würde ohne das nicht jenes wahre und tiefe Verständniß haben; das lernt sich nicht in den Schulen. Vergleicht nur einmal Livius mit Sallust; der Eine spricht goldene Worte, sein Stil ist vollendet; der Andere weiß, wovon er spricht. Und was hindert mich, eines Tages — —? Denn ich habe gesehen, aufgeschrieben, Vieles gesammelt — —“

Ein andermal spricht er davon, wie sehr sich die Expedition nach Aegypten zu einer erzählenden Darstellung im Sinne der alten Meister, besonders Xenophon's, eignen würde. Aber diese Künstlerträume sollten nicht in Erfüllung gehen, obgleich er nicht lange mehr in der Armee verweilte. Courier nahm seinen Abschied nur deshalb, weil ihm ein Urlaub zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten hartnäckig verweigert ward. Er hatte lange gezögert

und hätte sich lieber zu einem anderen Corps versetzen lassen. Und kaum hatte der wunderliche Mann seine Epauletten ausgezogen, da trieb es ihn dennoch mächtig, unter des Kaisers Führung den großen Feldzug gegen Oestreich (1809) mitzumachen. So groß war der Zauber des herrschenden Genius jener Tage! Ein General der Artillerie wollte ihn protegiren; als Amateur wohnte er der Schlacht bei Wagram bei. Das war nicht mehr der kleine Krieg, den er bisher gekannt, der immer noch an die Schilderungen seiner Classiker erinnern konnte. Hier unter des modernen Attila eigener Führung ergriff ihn jener tiefe Schauer an dem massenhaften Gemetzel und der kolossalen Zerstörungsarbeit der napoleonischen Kriegskunst, dem er später in einer seiner schönsten und berühmtesten Arbeiten Ausdruck leiht. Wir meinen das Gespräch bei der Gräfin Albany (Alfieri's Freundin, der Gemahlin des letzten Stuart), in welchem er die Palmen des Friedens über die Lorbeeren des Krieges erhebt und die Hohlheit und Nichtigkeit des Kriegsrühms nachzuweisen sucht. Es wäre unmöglich, aus diesem kunstreich gegliederten Dialog, in welchem fast jeder Satz eine Perle ist, Einzelnes zu citiren; er ist ein Ganzes, von dem nichts abgelöst werden darf. Die Argumentation ist so gewandt unter die Sprechenden vertheilt, daß sie nirgends gipfelt und eigentlich nur in der Gesamtwirkung liegt. Dabei ist die Discussion so natürlich herbeigeführt, daß der Leser nicht an die Tendenz des Verfassers zu denken braucht. Kurz, unter den zahllosen Versuchen in dieser Gattung wußten wir keinen einzigen so gelungenen.

Von der Insel Lobau aus, wo er bei Wagram gestanden, verließ Courier die Armee und den Kriegsdienst und lebte die nächsten Jahre meistens in Italien als Privatgelehrter. Aber auch auf diesem friedlichen Gebiete sollten ihm die Emotionen und Abenteuer nicht erspart bleiben. In seinem sorglos festen Wesen war Etwas, das sie herausforderte, und so verleugnete er in dieser Hinsicht die Einwirkungen seiner Zeit nicht, welche allen thatkräftigen Naturen einen gewissermaßen kriegerischen Charakter ausprägte. Bekannt ist sein großer Proceß um einen Dintenkleck. Die Begebenheit hat sich im Wesentlichen folgendermaßen zugetragen. In einem Benedictinerkloster hatte Courier eine vollständige Handschrift des berühmten griechischen Schäferromans Daphnis und Chloe von Longus entdeckt. Hier war die Lücke des ersten Buches ausgefüllt, welche alle bisherigen Ausgaben verunstaltet hatte. Als die betreffende Manuscriptensammlung später der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz einverleibt worden war, machte Courier den Custoden derselben, einen Signore del Furia, der aus demselben Manuscript aespische Fabeln edirt hatte, darauf aufmerksam und unternahm dann, theilweise mit Furia's und eines andern italienischen Bibliothekars Hilfe, theilweise allein die Abschrist des Manuscriptes. Dabei begegnete es ihm, daß er gerade

eine der wissenschaftlich interessantesten Stellen mit Dinte beschmutzte. Daß dies zufällig geschehen, ließe sich bis zu juristischer Gewißheit nachweisen; denn jede perfide Absicht wäre auf anderem Wege viel leichter zu erreichen gewesen; namentlich hätte er ja die italienischen Custoden gar nicht vorher zuzuziehen und auf seinen Fund aufmerksam zu machen gebraucht. Aber del Furia, dessen beleidigte Gelehrteneitelkeit längst nach Rache dürstete, erhob einen Höllenlärm und sprach in Alfieri'schen Tiraden von seinem Schmerz über das geschändete Palladium der italienischen Cultur. So lächerlich das Alles war, so erregte es doch einen ernststen Sturm gegen den armen Courier, der die erste Unvorsichtigkeit begangen hatte, gegen die Zumuthung, seine Longus-Uebersetzung der Prinzessin Elisa Bacciocchi zu widmen, eine halb-ironische Ausrede vorzuschieben, und die zweite Unvorsichtigkeit beging, in seiner persönlichen Vertheidigung des in Italien allgemein herrschenden Franzosenhasses zu erwähnen. Hatte er sich die Feindschaft der italienischen Gelehrten zugezogen, so kam nun auch die Erbitterung der französischen Behörden hinzu. Plötzlich besann man sich, daß sein Abschied nicht in Ordnung sei, und so wurde er nicht bloß als Textdieb, sondern auch als Deserteur verfolgt. Seine griechische Ausgabe des Longus, die auf seine Kosten und ohne seinen Namen in nur 52 Exemplaren für Freunde und Kenner gedruckt war, wurde mit Beschlagnahme belegt. Ja seine Rechtfertigungsschrift durfte nirgends gedruckt werden, und als sich dafür endlich in Rom eine Winkeldruckerei fand, wurde der Präfect von Rom, der den Druck nicht zu hindern gewußt, dafür mit Absetzung bestraft. Indessen vermochten einflußreiche Freunde den Sturm zu beschwören, nur mußte Courier sich still verhalten. Im Juli 1812 verließ er Italien und siedelte nach einigen Reisen in die Hauptstadt seines Vaterlandes über. Seine classische Uebersetzung des köstlich naiven Longus'schen Schäferromans, die eine theilweise Uebersetzung der alten Amyot'schen Uebersetzung desselben war, erschien in Paris 1813 und ist seitdem ein in Frankreich viel gelesenes Buch geworden.

Bis zur Restauration lebte er ungestört und ununterbrochen seinen Classikern. Kurz vor Napoleons Rückkehr von Elba verheirathete er sich mit der Tochter seines gelehrten Freundes Clavier, die viel jünger war als er. Wir sehen aus seinem Briefwechsel, daß der Entschluß, sein freies Vagabundenleben definitiv aufzugeben, ihm schwer fiel, daß er selbst nach der Hochzeit noch einige Rückfälle hatte und nur allmählich in der verständigen Frau die theilnehmende Gefährtin seines Lebens und Strebens schätzen und würdigen lernte. Er übernimmt die Verwaltung seines Landgutes, sucht sein Vermögen zu ordnen, die untreuen Verwalter zu beseitigen und mit seinen Gutsnachbarn in ein freundliches Verhältniß zu treten. Aber Waterloo und die zweite Restauration trübten diese friedlichen Aussichten. Mit den

Bourbons und den allirten Armeen zogen diesmal die Jesuitenherrschaft und der weiße Schrecken („la terreur blanche“) ein und bemächtigten sich namentlich derjenigen Provinzialgruppe, zu welcher die Touraine gehörte. Von da an vollzog sich in der liberalen Partei Frankreichs jener unheilvolle Proceß, daß ihr das erste Kaiserthum in der Erinnerung als ein populäres Regiment erschien. Ganz so weit ging Courier nicht, aber auch in seinen Schriften finden sich Spuren dieses weltgeschichtlichen Mißverständnisses. Der feige Terrorismus, der doppelt verhaßt war, weil er unter dem Schutze der fremden Invasion geübt ward, ging in Courier's Departement („Indre et Loire“), das sich doch an keiner Erhebung betheiligt hatte, so weit, daß der Präfect binnen Monatsfrist über 500 Menschen einsperren ließ, deren Viele im Gefängniß starben; Andere verkamen, ihre Familien darbtten und kamen nie wieder auf einen grünen Zweig. Recht war nicht zu finden: die Gerichte tanzten nach der Pfeife fanatischer Staatsanwälte. Unter dem erschütternden Eindruck dieser Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten erließ Courier seine erste politische Schrift, die Petition an beide Kammern vom 10. December 1816, wodurch er im Bilde seines kleinen Dorfes (Luhnes) die Lage seines ganzen Vaterlandes schildert. Welch' ein Meisterwerk populärer Beredtsamkeit! Welche Einfachheit in der schlagend überzeugenden Darstellung, und dabei welch' ein berechneter Wohlklang im Silbensall! Jedes Kind in Frankreich kennt es und weiß den Anfang auswendig. „Meine Herren, ich bin Tourainer, ich bewohne Luhnes, auf dem rechten Loire-Ufer, einen Ort der einst bedeutend war, den aber die Zurücknahme des Edicts von Nantes bis auf 1000 Seelen gemindert hat und der durch neue Verfolgungen noch tiefer sinken wird, wenn Ihre Weisheit dem nicht steuert. Ich denke mir, daß die meisten unter Ihnen nicht recht wissen, was sich seit einigen Monaten zu Luhnes begibt. Die Nachrichten von hier aus machen wenig Lärm im Lande, in Paris zumal. Also muß ich wohl mit meiner Erzählung ein bißchen ausholen.“

„Es war am Sanct-Martinstag ungefähr ein Jahr, daß man bei uns anfang, von guten und schlechten Subjecten (sujet, Subject oder Unterthan) zu reden. Was darunter zu verstehen ist, weiß ich nicht recht, und wenn ichs wüßte, würde ich es nicht sagen, um mich nicht mit gar zu vielen Leuten anzulegen. Da begegnet eines Morgens Franz Fouquet, der zur großen Mühle ging, dem Pfarrer, der eine Leiche auf den Kirchhof geleitete.“ Kurz, Franz Fouquet grüßt den Pfarrer nicht, wird als schlechtes Subject verfolgt, wird ruinirt; die sich seiner annehmen wollen, werden mit in sein Verderben gezogen. Das Alles ist so anschaulich erzählt, daß man den Berichterstatter für ebenso harmlos und tendenzlos halten möchte, wie er seine ländlichen Nachbarn schildert. Dann aber bricht wieder die edelste

Leidenschaft durch und er ruft aus: „Gerechtigkeit, Billigkeit, Vorsehung, hohle Worte mit denen man uns gängelt! Wohin ich die Augen wende, sehe ich das Verbrechen triumphiren und die Unschuld unterdrückt!“

Courier, in dessen Schicksalen sich stets die Ueberraschungen drängen, machte Glück mit dieser Schrift, für welche er wohl auf Verfolgungen gefaßt war. Decazes, der damalige Polizeiminister, verwerthete seine Bittschrift gegen das Treiben der Ultraroyalisten und Ultramontanen und machte ihm selbst Anträge, die natürlich bei Courier nicht verfangen. Aber das Ansehen, dessen er in Paris genoß, schützte ihn in der Provinz nicht gegen die Erbitterung des Präfecten und die Ungerechtigkeit der der Präfectur-Satrapie unterworfenen Richter. Seine Leute wurden hicanirt, seine Prozesse gingen verloren, ja Pächter und Gutsnachbarn erlaubten sich Unrechtes gegen ihn, weil sie auf die Connivenz der Gerichte rechneten. Eine Zeitlang freilich war des Ministers kurze Gunst auch hier nicht ganz wirkungslos geblieben. — Courier hat uns diese Zustände aufbewahrt in politischen Lebensbildern, die auch für andere Zeiten und andere Länder bittere, aber gar nützliche Wahrheiten enthalten.

Von nun an gehört Courier ganz und gar der Politik an und bald wird er zu den Orleanisten gezählt, obgleich er mit dem Herzog von Orleans, dem späteren Louis-Philippe in keinerlei persönlicher Verbindung stand. Nur einen Augenblick noch wurde er von der Politik abgezogen, als nämlich sein Schwiegervater (1818) starb und seine Freunde in ihn drangen, sich für den durch Clavier's Tod erledigten Sitz in der „Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften“ (der philologischen Abtheilung des Instituts) zu melden. Trotz vieler Zusagen erhielt er am Tage der Wahl nicht eine einzige Stimme. Ein vornehmer Herr, der einige gelehrte Kleinigkeiten herausgegeben hatte, wurde ihm vorgezogen, wie das in der französischen Akademie von jeher Sitte war und noch ist. Das akademische Pöpsthum, das überall darin besteht, sich allen neuen Richtungen gegenüber feindselig zu verhalten, wird in Frankreich noch gehässiger durch den Geist der Centralisation, welcher die Wissenschaft und selbst die Sprache unter die Autorität dieser Körperschaften stellt. Dabei bildete sich naturgemäß eine servile Gesinnung aus; das Lakienthum, das Courier beim Ausgang aus der ersten Revolution und vor dem Eingang in die zweite überall sah, fand sich hier verschanzt und verstärkt in Traditionen, die ins siebente Jahrhundert hinauf reichen. (Die Dinge sind noch heute nicht viel geändert, nur daß die gute alte Gesellschaft, die Aristokratie der Faubourgs Saint-Germain und Saint-Honoré vielfach dem Einfluß des Hofes heute in der Akademie die Wage hält). Dies war ein Stoff für Courier's satirische Geißel, und so erließ er (am 20. März 1819) seinen berühmten „Brief an die Herren von der

Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften.“ Dem naheliegenden Einwand, daß ihm die Trauben zu sauer wären und daß er es mit der Akademie ungefähr mache wie früher mit der militärischen Laufbahn, begegnet er selbst durch das offene Geständniß seiner Schwäche. In der That wurde die Akademie dadurch ihre Fehler nicht los, daß Courier ihre Ehren theilen wollte; indessen war doch die Situation der streitenden Parteien hier zu unklar, um die Sympathien des Publikums unbedingt für Courier zu erwerben; darum hatte seine ausgezeichnete Arbeit damals nicht den vollen Erfolg. Zum Glück, oder vielmehr zum Unglück paßt sie noch heute. Wie er sich früher darüber geärgert hatte, daß Prinzen Generale werden, so zeigt er jetzt, wie Edelleute Akademiker werden, obgleich nach Molière und auch noch seit ihm in Frankreich die Sitte nicht erlaubte, daß ein vornehmer Mann irgend etwas gelernt habe. „Napoleon, Genie, Schutzgeist der alten und neuen Geschlechter, Wiederhersteller der Titel, Retter der pergamentenen Stammbäume, ohne Dich verlor Frankreich die Etiquette und das Wappen, ohne Dich — — ja, meine Herren, dieser große Mann liebte wie Sie den Adel, nahm Edelleute, um daraus Soldaten zu machen, oder machte wenigstens seine Soldaten zu Edelleuten. Ohne ihn, was wären die Grafen und Barone? Nicht einmal Akademiker!“ — Dann zählt er die großen Gelehrten auf, welche nicht in die Akademie dringen konnten, die Stümper, die sie aufgenommen, und führt aus, was daraus werden muß, wenn die Hellenisten von einer philologischen Gesellschaft ausgeschlossen bleiben.

Der Hauptpunkt lag freilich darin, daß auch die akademischen Wahlen politische Acte waren, weil eben in einem corruptirten Gemeinwesen kein Lebenskreis auf sich ruht, sondern alle von derselben organischen Krankheit ergriffen werden. Das organische Leiden, welches in Frankreich auch die edelsten Theile ergreift, erkannte Courier zuerst und am besten. Darum griff er in seinen Briefen an die Zeitschrift: „Der Censor“, die er in den Jahren 1819—1820 aus Veretz (in der Touraine) datirte, die Centralisation der französischen Verwaltung so lebhaft an. Damals war es noch nicht wie heutzutage in gewissen Schichten der Opposition Mode, in der Centralisation überhaupt den Sitz alles Uebels zu finden; aber wenn wir auch in französischen Schriftstellern seit Mirabeau schon lichte Momente über diese Frage entdecken, fast keiner legte ihr großen Werth bei: die Formen und Sitten der Centralisation waren, besonders durch Napoleon's I. Organisationen, so in Fleisch und Blut eingedrungen, daß auch die angeblichen Gegner, wie z. B. später Odilon-Barrot, noch unter ihrem Einflusse standen und die heftigsten Widersacher wenigstens nicht objectiv zwischen den Vortheilen und Nachtheilen der bestehenden Einrichtungen zu unterscheiden wußten. Die

Einen wären gern bis zu den alten Provinzialständen zurückgekehrt, die Andern glaubten wenigstens die Bestätigungsrechte der Ministerialregierung retten zu müssen. In Couriers Kopse gestaltete sich die Frage sehr einfach, weil er das wirkliche Volksleben vor sich sah und mit dem innigen Gefühl der persönlichen Freiheit maß.

Im ersten Briefe an den Redacteur des Censor zeigt er die Fortschritte der Zeiten. Früher konnte man einen Bauer tödten und brauchte nur fünf Sous dafür zu bezahlen; jetzt kostet es dem Maire schon $7\frac{1}{2}$ Sous Stempelgebühren, einen Bauer nur einsperren zu lassen. Als einmal zu Montaigne's Zeiten ein Bauer (vilain, manant, wir könnten auch Höriger sagen) sich gegen einen Edelmann, der ihn umbringen wollte, vertheidigte, war alle Welt erstaunt, und Montaigne nicht am wenigsten. „Der Kerl wurde aufgehängt, und mit Recht, denn man muß nicht seinem Jahrhundert voraneilen wollen.“ Unter Ludwig XIV. wußten nur erst die Nonnen, nach einer Aeußerung La Bruyère's, daß ein Bauer auch ein Mensch sei; jetzt weiß es alle Welt, aber bis zur praktischen Anwendung dieser Erkenntniß ist noch ein weiter Weg. — Im zweiten Briefe bespricht er eine wohlmeinende Schrift, welche die Pflege und den Schutz der Regierung für den Ackerbau und die Landwirthschaft anruft. Courier protestirt dagegen. „Laßt die Regierung Steuern erheben und Orden vertheilen, aber, um Gottes Willen, fordert sie nicht auf, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen; wenn sie uns nicht vergessen kann, möge sie wenigstens so selten als möglich an uns denken. Zweifelsohne sind ihre Absichten für uns die besten der Welt, ihre Ansichten immer überaus weise und namentlich uneigennützig; aber durch ein fatales Geschick kommt es immer so, daß alles, was sie aufmuntert, dahinsiecht, alles, was sie lenkt, schlecht geht und alles verkommt, was sie erhalten will, ausgenommen die Spielhäuser und Bordelle. Wer arbeiten will, braucht nur Freiheit.“ — Freilich, sagt er, wäre es besser, wenn die Jugend sich den productiven Arbeiten zuwenden wollte, statt auf die Stellenjägerei zu gehen. Aber die Stellenjagd, die Sucht, von Staatsgeldern zu vegetiren, ist ein unausrottbares französisches Erblast, für das Courier die Worte Philippe de Comines', des Chronisten aus dem fünfzehnten Jahrhundert, anführt. — Seine gesunden volkswirthschaftlichen Ansichten bewährt Courier auch im sechsten Briefe, wo er, ohne in die landläufige Phraseologie der Freihandelschule zu verfallen, die sogenannten Schwarzen Bänder, welche die großen Güter zerstückelten und also die Bildung eines freien Bauernstandes beförderten, gegen das herrschende Vorurtheil in Schutz nimmt. Dann schildert er die neue Pfaffenherrschaft, den Hof mit seinem alten und neuen (napoleonischen) Adel, die Leiden der Presse, die Unbilden der Bureaukratie, das falsche Pathos der Kammerdebatten.

In diesen elf Briefen liegt ein ganzes politisches System, so gut wie in Benjamin Constant's sämtlichen Werken, aber es ist ein politisches System bearbeitet von einem Dichter. Ja, Courier offenbart sich hier als ein wirklicher Dichter, denn eben durch die Anschaulichkeit und Abrundung seiner Bilder zeichnet er sich vor allen anderen Publicisten aus. Gewisse Figuren, die bei ihm immer wiederkehren, wie der bekannte Marcellus (Höfling, Junker, Diplomat, mittelmäßiger Archäologe und schlechter Poet) oder der Staatsanwalt Jean de Broë, der ihn mit so viel Hartnäckigkeit verfolgte, treten uns leibhaftig vor die Augen. Auf der anderen Seite sehen wir seine Bauern in ihrem ländlichen Treiben und unter den Peinigungen der amtlichen Dorstyrannen in Genrebildern, so lebendig und nur viel realistischer, als in irgend einer Auerbach'schen Dorfgeschichte. Das Alles erscheint so natürlich, jeder Satz, jede Aeußerung drängt sich auf, als ob sie sich ganz von selbst verstände, und doch ist der Stil so gefeilt, daß man kein Wort in seinem Periodenbau missen möchte oder verändern könnte. Es gehört allerdings zum Wesen des Wizes, in einer fein berechneten und sehr verdichteten Form aufzutreten, so daß Schriftsteller von schlagendem Witz selten dem Umfang nach sehr productiv sind. Wer in die Werkstätte des Courier'schen Geistes blickt, merkt, daß er oft an einem einzelnen Satze sehr lange gearbeitet und für diese oder jene Wendung seine alten Lieblingsautoren, z. B. Montaigne oder Pascal, zu Rathe gezogen und verglichen hat, und zwar dies gerade am meisten da, wo sein Stil am einfachsten, leichtesten und populärsten klingt. —

Seines Vaters Prophezeihung, daß nichts aus ihm werden würde, bewährte sich noch einmal 1820, als er sich um ein Abgeordnetenmandat bewarb. Die Bureaokratie machte kurzen Proceß mit ihm; sie strich ihn von der Liste der Wähler, indem sie sein festes Domicil bestritt. Obgleich er in der Provinz reich begütert war und 13—1400 Francs directer Steuern bezahlte, sollte Paris für seinen eigentlichen Wohnsitz gelten. In Paris sein Domicil geltend zu machen, wäre absurd und zwecklos gewesen — und so befand sich Paul-Louis plötzlich heimatlos. Er, der Soldat vieler Schlachten, der Schriftsteller und Gelehrte, auf den die Nation stolz sein konnte, der Gutsbesitzer, der Hort der Schwachen in der Provinz, plötzlich durch ein kurzes Manöver zum Bagabunden gestempelt und seiner bürgerlichen Rechte beraubt! Wenn wir in neuester Zeit manchmal die Erfindungen der Bureaokratie bewunderten, so zeigt uns dieses Beispiel, auf welch' reichen Schatz ergiebiger Traditionen sie sich stützt.

Courier rächte sich in seiner Weise. Er brauchte nicht zwischen Manuel und Foy zu sitzen, um der Reaction gefährlich zu sein. Vielleicht hätte er gar nicht in die Reihen der parlamentarischen Opposition gepaßt. Seine

Methode war volkstümlicher, seine Anschauungen waren großartiger, die kleinliche Taktik systematischer Chicanen gegen ein chicanöses Cabinet würden seinen freien, beweglichen und die freie Bewegung liebenden Geist bald abgestoßen haben. —

Es ist unmöglich, alle die kleinen Pamphlets und politischen Correspondenzen, die in jener Zeit aus seiner Feder flossen, hier aufzuzählen. Am kühnsten tritt er im Jahre 1821 hervor, und seine kühnste Schrift ist auch seine bedeutendste. — Der Herzog von Berry war von Mörderhand gefallen, aber ein postumer Erbe war der Dynastie geboren worden. Die Ultraroyalisten triumphirten über diese sichtbare Gnade des Himmels, und nachdem sie das Verbrechen in bekannter Weise zu reactionären Gesetzen und Maßregeln ausgebeutet, machten sie in Ergebenheit um jeden Preis. Der Säugling, auf dem ihre Hoffnungen ruhten, sollte — schon um der jüngeren Linie (den Orleans) ein Paroli zu biegen — auf Nationalunkosten dotirt werden, und vom Ministerium des Innern wurden Subscriptionsbogen in alle Gemeinden Frankreichs versandt, um Unterschriften zu sammeln für den Ankauf des Schlosses Chambord, von welchem der letzte Sprößling der älteren Linie noch heute in der Verbannung den Namen trägt. Dagegen erhob sich nun der „Simple discours de Paul-Louis, vigneron de la Chavonnière, aux membres du Conseil de la Commune de Vézetz“ etc. Er fängt damit an zu fragen: wenn die Gemeinde Geld hätte wie Heu, ihre Schulden bezahlt, ihre Wege ausgebeffert, die baufällige Kirche hergestellt, für die Armen gesorgt wäre, was könnte sie nicht alles für nützliche Verwendungen ihrer etwaigen Ueberschüsse finden! Aber Schloß Chambord mit seinem Park von 12,000 Morgen Landes zu kaufen, das nütze weder der Gemeinde noch dem Lande, noch dem Herzog von Bordeaux selbst, der nicht das Land zu bebauen, sondern das Regieren erlernen sollte. Und was lehren ihn die Traditionen von Chambord? Die Unsittlichkeit des alten Hoflebens aus der Zeit der letzten Valois und der beiden langlebigen Ludwige (XIV u. XV). Man kann sich denken, wie Courier dieses Thema variirt und dazu die Servilität der modernen Höflinge schildert. Was ein Thronerbe lernen und was er nicht lernen soll, das behandelt er bald scherzweise, bald pathetisch; dem unfruchtbaren Müßiggange der Umgebung der Könige stellt er die Sittlichkeit und die nützliche Thätigkeit der niederen Stände entgegen.

Für diese Arbeit wurde ihm der Proceß gemacht; kein Polizeiminister nahm sich mehr seiner an, die Reaction war im Steigen. Freilich war es schwer, die Anklage gegen eine durchaus sittliche und bei aller Schelmerei sogar vorfichtig gehaltene Schrift zu formuliren, doch fand die ingeniose Staatsanwaltschaft schließlich eine „Beleidigung der öffentlichen Moral“ darin und erwirkte eine Verurtheilung zu zweimonatlichem Gefängniß, trotz-

dem der junge, später berühmte Advocat Berville als Vertheidiger glänzend seine Sporen verdiente.

Man lebte sehr gesellig in Sainte-Pélagie, wo Courier seine Strafe abfaß, kurz bevor Béranger dieses Prytaneum bezog, auf das die ersten Geister Frankreichs damals Anwartschaft hatten. Seine Kerkerbriefe rühmten den Comfort, dessen er genießt, erwähnen der vielen Besuche und Huldigungen, die er empfängt und welche sich allmählich so häufen, daß er sich im Gefängniß über gesellschaftliche Belästigung beklagt und manchmal nach Einsamkeit sehnt. Aber er war so wenig zum Märtyrertum gemacht, so wenig geeignet, nach fremdem Willen und Gesetz zu leben, daß er schon in den ersten Tagen bereute, sich nicht der Strafe entzogen zu haben. Und kaum hatte er sie überstanden, so drohte ihm ein neuer Proceß wegen seiner „Petition an die Deputirtenkammer für die Dorfbewohner, denen man das Tanzen verbietet“ (dd. 15. Juli 1822). Selten hat wohl eine Kammer so schöne Petitionen empfangen! Der finstere Ultramontanismus, der damals Frankreich beherrschte, wollte eine strengere Sonntagsfeier erzwingen. Courier schildert das Dorfleben der Touraine in seiner ganzen mittäglichen Heiterkeit von der Zeit an, da Guillot und Perrette zum Dudsack sprangen, während sie die Violinen des Hofes mit ihrem Schweiß und Blut bezahlen mußten („payer les violons“ ist eine bekannte Redensart in Frankreich), bis zu der Zeit des befreiten Eigenthums, wo sie selbst zur Violine tanzten. Dann führt er uns einen gemüthlichen alten Geistlichen vor, der den Lustbarkeiten zuschaut und das junge Volk ermuntert, und stellt ihm einen hageren jungen Fanatiker gegenüber, der dem Volke fremd ist, hassend und verhaßt, seine Instructionen von der hohen Kleriksel erhält und mit der Præfectur reactionäre Pläne schmiedet. Das Volk, sagt er, ist mit der neuen Gesetzgebung wohlhabender, glücklicher, gescheidter, gebildeter und sittlicher geworden, aber frommer ist es nicht geworden. Zum Schluß fragt er, ob es an der Zeit sei, ein Volk das von bewaffneten Feinden bedroht sei, den Mönchen unterzuordnen und Gebete auswendig lernen zu lassen. —

Der Kelch einer zweiten Verurtheilung ist an ihm vorüber gegangen, aber Courier ließ es sich gesagt sein und schrieb von nun an seine stärksten Stücke anonym. Doch welcher Gebildete hätte nicht gleich Courier's Stil erkannt! Bald hatte er Mühe, einen Drucker zu finden, der die Gefahren der Mitschuld auf sich genommen hätte und schließlich mußte er sich in Paris, wie einstmal in Rom wegen des Dintenflecks, an eine Winkeldruckerei wenden.

In seinen späteren Schriften — „Paul-Louis' Tagebuch“, „Die Dorfzeitung“, „die Briefe an die Anonymen“ (angebliche Beantwortungen ano-

nymer Zuschriften) — nimmt er vorzugsweise die Geistlichkeit aufs Korn. Ja, seinen zweiten Brief an die Anonymen, in welchem er, gelegentlich der von einem Geistlichen an seiner Geliebten begangenen Mordthat, die Sitten der Aleriker und die Folgen des Cölibats in Verbindung mit der Ohrenbeichte tractirt, wollte Mancher, z. B. A. Carrel, mit Courier's plötzlichem Tode in Verbindung bringen. —

Nicht unerwähnt dürfen seine zahlreichen Proceßschriften bleiben, in denen er die ihm widerfahrenen Verfolgungen der rachsüchtigen Bureaukratie charakterisirt, besonders eine im Namen seines Waldhüters verfaßte, auf den sich der Haß seiner Feinde erstreckte („Pierre Clavier dit Blondeau à Messieurs les Juges de Police correctionelle à Blois“). Er sagte damals ungefähr: „Wer meine Wälder anzündet wird freigesprochen oder belohnt, wer sie beschützt wird verurtheilt!“

Sein Schwanengesang war das „Pamphlet der Pamphlete“ (1824), in welchem er die Aufgabe des politischen Schriftstellers würdigt und die Bedeutung des Pamphlets in das wahre Licht stellt. Mit einer Wärme und Rührung, wie er sie sonst selten verräth, schildert er das Märtyrertum der freien Presse an sich und Anderen. Der Schluß ist, wie eine Todesahnung, ein wehmüthiger Abschied von seinen Lesern. „Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, die Welt wird sich auch ohne mich befehren“ ruft er aus, wie er ein Jahr vorher sich in seinem Tagebuche sagen ließ: „Paul-Louis, die Pfaffen werden dich umbringen!“ —

Sein Tod, er wurde am 10. April 1825 unweit seines Hauses erschossen gefunden, ist unaufgeklärt geblieben. An Feinden hat es dem unerschrockenen unbesonnenen Manne nicht gefehlt. Aber welcher Art sind die Feinde, die ihre Missethat in solches Dunkel zu hüllen wissen!

Trotz seines abenteuerlichen Lebens und des geheimnißvollen Dunkels, das sein Ende umgibt, hat Courier nicht nachhaltig auf die Gemüther seiner Zeitgenossen und der nächstfolgenden Generation gewirkt. Er nimmt weder in der Literaturgeschichte, noch in der Publicistik den ganzen Platz ein, der ihm gebührt. Die muthmaßlichen Gründe hierfür haben wir am Eingange dieses Artikels angedeutet. Uns will es bedünken, als könne Courier durch Vergleichung mit den gefeiertsten Publicisten nur gewinnen. Die Engländer mögen Junius nennen, die Deutschen Ludwig Börne ihm an die Seite stellen; aber wie viel kühner, poetischer, vorurtheilsfreier ist er, als der große britische Anonymus, der im Dienste einer bestimmten, enge begrenzten constitutionellen Partei schrieb und so sehr Stockengländer war, daß ihm für den nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf das Verständniß fehlte. Courier hat weniger Bosheit, aber viel mehr Wärme; er ist liebenswürdig und human, auch in seinen persönlichen Fehden. Junius ist oft übertrieben,

falsch pathetisch, oft abstract in seinen Deductionen. Courier hat von dem Allen keine Spur; er schafft Bilder, er ist der Dichter unter den Pamphletisten. Börne versuchte es, in der Mauthpredigt ihn nachzuahmen, aber diesem einzigen nur halb gelungenen Versuche merkt man gar sehr das Fremdartige an. Bei aller Feinheit des Witzes hat Börne weder die poetische Gestaltungskraft noch die gewaltige leidenschaftliche Concentrirung Courier's. Börne ist ein Witzling ersten Ranges und im besten Sinne, er erhebt sich oft bis zum Humor, fast nie bis zur wirksamen Satire. Freilich spielte Courier ein anderes, volltönenderes Instrument. Denn während Börne seinem Publikum fern stand, sich ein solches erst erdenken, bilden, erziehen mußte, stand Courier inmitten einer einheitlichen und stolz bewußten Nationalität und fußte auf geschichtlichen Eindrücken, die in den Köpfen aller seiner Leser lebendig waren.

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien im Jahr 1866.

Due anni di politica italiana. Ricordi ed Impressioni di Stefano Jacini.
Milano 1868.

(Schluß zu voriger Nr.)

Bevor noch der Allianzvertrag mit Preußen abgeschlossen wurde, war für die italienische Regierung ein wichtiger Punkt klar zu stellen. Sie mußte sich die Frage vorlegen, was die Stellung Frankreichs bei einem gemeinsamen italienisch-preussischen Krieg gegen Oestreich sein würde. Es war, wie Jacini bemerkte, für Italien nicht bloß eine Sache der Schicklichkeit, sondern der Nothwendigkeit, sich über diese Frage Gewißheit zu verschaffen. Die Allianz mit Preußen sollte kein Aufgeben der französischen Allianz bedeuten, und doch war der Fall denkbar, daß Frankreich zwar nicht aus Abneigung gegen Italien, wohl aber aus Furcht vor einer übermäßigen Vergrößerung Preußens zu Gunsten Oestreichs interveniren würde und so für Italien aus einem Verbündeten in einen Gegner sich verwandelte.

Darüber sich Klarheit zu verschaffen, war Gegenstand der diplomatischen Mission, welche einem ausgezeichneten lombardischen Edelmann (dem Grafen Arese) anvertraut wurde, der durch seine langjährige persönliche Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon hierzu besonders geeignet war und schon früher ähnliche Aufträge erfolgreich ausgeführt hatte. Graf Arese begab sich gegen Ende März nach Paris, um dem Kaiser freimüthig auseinanderzusetzen, in